

Die heutige Weltmachtstellung der USA allein schon beweist, daß das amerikanische Staatswesen sehr lebenskräftig sein muß, und die Tatsache, daß es ihm gelungen ist, Macht und Freiheit in einem System zu vereinen, deutet darauf hin, daß die amerikanische Verfassung auf einen Ausgleich und ein Gleichgewicht der Kräfte abgestellt ist.

Und in der Tat finden wir ein System „eingebauter“ Beschränkungen, ein System der Gleichgewichte und Gegengewichte. Da ist in der geschriebenen Verfassung „das Gleichgewicht zwischen der Sphäre des Rechtes und der Sphäre der persönlichen Freiheit“ und das Gleichgewicht zwischen unveränderlichen Grundgesetzen und dem Spielraum, der den gesetzgebenden Körperschaften und der ausführenden Gewalt gelassen wird. Da ist das Kräftespiel zwischen den Einzelstaaten und dem Bund, zwischen den einzelnen Interessengruppen unter sich und zwischen ihnen und der Staatsregierung. Dort wo verfassungsmäßige Streitfragen entstehen, entscheidet der Oberste Gerichtshof.

Aber Griffith zeigt nicht nur den Grundriß des Staatswesens, sondern auch seine Funktion, und das ist äußerst bemerkenswert. Im Laufe der Geschichte ist zwar die Verfassung in ihren Grundzügen gleich geblieben, doch wurde sie ergänzt und vor allem den Umständen entsprechend immer wieder neu interpretiert. So kam es, daß die Zuständigkeit der Einzelstaaten zurückgedrängt und die Macht der bündischen Zentralgewalt, vor allem diejenige des Präsidenten ungeheuer gesteigert wurde.

Hermann L. Brill, Professor an der Universität zu Frankfurt/M. schreibt für uns Deutsche ein Nachwort. Er vergleicht zwischen dem deutschen Regierungssystem und jenem von drüben. Natürlich kommen wir dabei ziemlich schlecht weg, besonders was unsere früheren Staatsformen angeht. Indes scheint uns Brill dabei einiges doch zu einseitig zu zeichnen. Wenn Wilhelm II. nur der Mann der „gepanzten Faust“ und der „schimmernden Wehr“ gewesen wäre, ließe sich die lange Friedensperiode seiner Regierung ja gar nicht erklären. Und selbst der erste Weltkrieg geht doch auf das Konto nicht nur eines, sondern verschiedener Staaten, westliche Demokratien miteingegriffen. Überdies wäre es durchaus am Platze, auch auf die großen Schattenseiten des amerikanischen Systems hinzuweisen. Griffith selbst sagt einiges darüber. Wer besser und gründlicher darüber unterrichtet werden will, mag A. C. de Tocqueville und Reinhold Niebuhr befragen. Im übrigen liefern die Amtszeiten Wilsons und Roosevelts dem nüchternen Beurteiler dafür eine Menge Anschauungsmaterial.

G. F. Klenk SJ

Der Mensch im Kommunistischen System. Tübinger Vorträge über Marxismus und Sowjetstaat. Hrsg. von Werner Markert. Tübinger Studien zur Geschichte und Politik, Nr. 8. (118 S.) Tübingen 1957, J. C. B. Mohr. Br. DM 8,60.

Erwin Metzke, „Mensch und Geschichte im ursprünglichen Ansatz des Marx'schen Denkens“, behandelt die Frühschriften von Marx. Seine Lehre ist kein Materialismus. Der Mensch ist der Mittelpunkt und alles ist auf ihn bezogen. Er selbst aber ist ein geschichtliches Seiendes; denn er ist jeweils das Ergebnis der gesellschaftlichen Zustände, also seiner eigenen Produktion. So ist er sich selbst entfremdet. Erst in der vollständigen Verfügung über alle ihn formenden Mächte in der klassenlosen Gesellschaft kommt er zu sich selbst. — Nach Hans Peter, „Die politische Ökonomie bei Marx“ hat dieser seine Lehre vom Kapital an einem vereinfachten Modell dargestellt, wobei er darum wußte und auch, daß die Wirklichkeit viel verwickelter ist. Allerdings ist auch mit Iring Fetscher, „Von Marx zur Sowjetideologie“, wo die Umbildung der Lehre von Marx durch Engels, der den dialektischen Materialismus einführte, wie er in der Geschichte wirksam wurde, und durch Lenin und Stalin dargestellt wird, zu bemerken, daß der sozialistische Geschichtsphilosoph und Politiker Marx zweifellos die vom Wissenschaftler nur als Modellfall gültig erwiesenen Entwicklungstendenzen oft als wirkliche Entwicklungsgesetze verstanden hat. — Waldemar Koch, „Geschichtsgesetz und Strategie bei Lenin“, zeigt, daß Lenin Marx als den Meister und die absolute Autorität verehrte, aber in der Praxis dessen Lehre unbedenklich verlassen hat, wenn es ihm strategisch angebracht erschien. — Werner Markert, „Marxismus und russisches Erbe im Sowjetsystem“, ordnet dieses als ein Teilgeschehen in den im 19. und 20. Jahrhundert sich vollziehenden Vorgang der Europäisierung Rußlands ein. Marxismus und russische Eigenart haben sich gegenseitig durchdrungen. — Theodor Eschenburg spricht über „Die Rechte des Menschen in der Sowjetdemokratie“. Hans Rothfels, „Gesellschaftsordnung und Koexistenz“: Die Ereignisse nach dem Tode Stalins beweisen keine grundsätzliche Änderung des Systems, eine Ansicht, die unterdessen von den Ereignissen bestätigt wurde.

A. Brunner SJ

Samjatin, Jewgenij: Wir. Roman. (254 S.) Köln 1958, Kiepenheuer u. Witsch. DM 12,80.

Braun, Andrzej: Die gepflasterte Hölle. (137 Seiten) Stuttgart 1958, Steingrüben. DM 9,80.

Maeter, Hans: Sergeant Chung Ming. Ein Roman der roten Erde Chinas. (302

Seiten) Darmstadt 1958, Schneekluth. DM 14,80.

Die drei Romane geben Bilder der bolschewistischen Welt. „Wir“ ist ein Zukunftsroman vom Ende dieser Zeit, geschrieben 1920, und befruchtete sowohl Aldous Huxleys *Brave New World* (1932) wie Georges Orwells *1984* (1948). Wir befinden uns im Augenblick der Weltraumrakete, der inneren Auflösung des „Einzigsten Staates“, in dem die innere Freiheit und das Menschliche sich gegen den Einsatz und die Verwendung im Kollektiv wehren, und des Einbruchs der Wesen, die in Wildheit jenseits der „grünen Mauer“ leben. Was sich allmählich in Rußland verwirklicht hat, sah Samjatin voraus. — Bei Braun ist das System noch in voller Kraft und zerstört das Leben einer Gruppe von Schriftstellern und Intellektuellen, die sich zum Teil aus Idealismus, zum Teil aus Nachgiebigkeit der herrschenden Macht angeschlossen haben. Das Geschehen spielt sich in Warschau ab. — Maeter schildert, auf Grund von Berichten, in einer erfundenen Geschichte, die Leiden der von der Revolution überwältigten chinesischen Bauernbevölkerung und der Gefangenen in den entsetzlichen Arbeitslagern. Daß manche Abscheulichkeiten berichtet werden mußten, war wohl nicht zu vermeiden. Doch ist der sittliche Ernst der Verf. überall spürbar.

H. Becher SJ

Estang, Luc: Das Verhör. Roman. (312 S.) Heidelberg 1953, Drei Brücken Verlag. DM 11,80.

Bischof, Alfons: Befehl ohne Gnade. Ein Roman. (241 Seiten) Köln 1953, Bachem. DM 11,80.

Die Bücher, die das Ringen der Menschen mit dem Unmenschlichen des gewalttätigen Totalitarismus schildern, sind heute willkommen und zugleich bildend, wenn sie zeigen, wie doch die Liebe und die Gnade Gottes auch in der größten Nacht das Gottesebenenbildliche zu klären und zum Sieg zu führen vermögen. Estang führt in einen östlichen Staat. Ein junger Edelkommunist wird von der Parteileitung als falscher Priester verwandt, um die Kirche, ihre Führung wie die Gläubigen, dem System dienstbar zu machen. Da er schließlich von der christlichen Liebe eines als Schreiner lebenden echten Priesters überwunden wird, setzt man ihn gefangen und unterzieht sein ganzes Leben einem Verhör, das die ganze Verworfenheit der bolschewistischen Gewalt enthüllt. (Die Form, Mischung von Tagebuch, Erzählung, Verhörteilen, erweist sich als verschleiern, dann wieder unmittelbar wirkkräftig, schließlich aber doch als Schein, da der Dichter am Ende „der Reihe nach“ erzählen muß.) — Bischofs Roman spielt in einer süd- oder mittelamerikanischen Diktatur. Leutnant Priesca spürt sein

Gewissen und will mit Opfern der Säuberungsaktionen, an deren Unglück er schuldig geworden ist, fliehen. Er rettet zwar eine Frau und ein Kind, stirbt aber, mit Gott verbunden, den Opfertod.

H. Becher SJ

Lebenswege der Dichter

Heiseler, Bernt von: Lebenswege der Dichter. (257 S.) Gütersloh 1953, Bertelsmann. DM 11,80.

Die vier behandelten Dichter, Kleist, Grillparzer, Stefan George und Henry von Heiseler, der Vater des Schreibers, sind von sehr verschiedener Art. Der Verfasser erzählt ihren Lebensweg als Dichter, d. h. wie ihre Lebensbahn ihr Dichtertum heranreifen läßt. Ohne in den materialistischen oder psychologischen Irrtum zu verfallen, daß die Dichtwerke nur Aussagen persönlicher Erlebnisse wären, werden doch Mensch und Werk als eine Einheit gesehen. Das geschieht in einer so ehrfürchtigen und verhaltenen Weise, daß weder der Dichter noch seine Werke durch das Skalpell der Analyse verletzt und anatomisch zergliedert werden. Daß es gelingt, verdanken diese Studien auch der dichterischen Kunst des reifen und realen Erzählers, von der er in „Sinn und Widersinn“ (77 S., Gütersloh 1953, Bertelsmann), acht kleinen, besinnlichen Stücken, einen neuen Beweis gibt. Kleists Tod, an dem es „nichts zu rühmen“, „aber auch nichts zu rechten“ gibt, war aber wohl doch der Beweis, daß Goethe mit seiner Zurückhaltung recht hatte. Man muß sie nur nicht so grob und oberflächlich sehen, wie es meist geschieht. Kleist fehlte bei aller Dynamik und bei aller Genialität die letzte Ehrfurcht vor dem Unbedingten, dem jeder unterworfen ist und dem auch Goethe gehorsamte. Dagegen hat v. H. bei Grillparzer gesehen, daß seine menschliche Unzulänglichkeit und sein Zögern, „edler als alle Aktivität des 19. und 20. Jahrhunderts“, auch seine Kunst beeinträchtigte. Bei Stefan George sieht er das Unheimliche und stellt fest, daß G. „sich der harrenden, der noch heidnischen Bereitschaft für das Christentum verschließt“. Aber er schätzt wohl die willensmäßige dichterische Haltung Georges zu hoch ein. Er gab sich doch nicht selten in dichterischer Pose. Die Ausführungen über den Vater sind natürlich ein Nachruf auf den Vater, aber zugleich das ehrliche Wort eines kritischen Beurteilers. Henry von Heiseler, geboren in Moskau 1875 als Sohn deutscher Eltern und in Brannenburg 1923 gestorben, war Vermittler zwischen Ost und West. Am größten und feinsinnigsten war er wohl als Übersetzer. Aber auch als Erzähler und Dramatiker verdient er unvergessen zu blei-